

# Für unsere Kinder

Nr. 18 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Nach dem Regen. Von Joh. Trojan. (Gedicht). — Pfingstgebräuche. Von B. S. — Die Müllkate. Von Ernest Seton Thompson. — Der Schiffsjunge. Von Nikolaus Lenau. (Gedicht). — Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste? Märchen aus Tirol. — Maisfäferliedchen.

## Nach dem Regen.

Schon senkt sich, leis zurückgerollt,  
Der Wettergrau am Himmel nieder;  
Der Wolke Saum von lüchtem Gold  
Verkündet schon die Sonne wieder.

Ein Wohlgeruch scheint um dich her  
Aus feuchtem Boden aufzusteigen.  
Wie neigen ihre Häupter schwer  
Die Rosen an den schwanken Zweigen.

Ein jedes Gliederblättchen blüht  
Von Tröpfchen, die darin sich fingen.  
Auf Baumes Ast ein Vogel sitzt  
Und singt, als sollt die Brust ihm springen.

Still ist die Luft; doch leise hebt  
Die Rippe wieder, die gesenkte,  
Ein Halm empor und schwanzt und bebt,  
Erquickt vom Regen, der ihn tränkte.

Nun, goldne Sonne, leuchte du  
Ins Angesicht dem blühnden Leben;  
Daß auch ein Spinnlein mag in Ruh  
Sein Netz in dem Gezweige weben.

Johannes Trojan.

## Pfingstgebräuche.

Der Mai war bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, eine hohe Zeit. Die Felder waren bestellt, die Herden wurden auf die Sommerweiden getrieben, auf dem Versammlungsort des Gaues erschienen alle weisfähigen Männer zum „Thing“, um Wohl und Wehe des Landes zu beraten. Das war das Maisfeld, wo unter grünender Linde Gericht gehalten, die Jünglingsweibe vollzogen, über Bündnisse, über Krieg und Frieden beschlossen wurde. Später, als im Mittelalter der Adel sich zum Herrn des Grund und Bodens aufgeschwungen hatte und nur der Ritter, nicht mehr der Bauer das Schwert führte, da wur-

den im Mai die großen Hoffeste gefeiert, wobei alle Vasallen und Lehensleute sich um den König scharten und eine buntbewimpelte Zeltstadt sich um die Mauern der Hofburg ausbreitete. Auch da wurden dann Streitigkeiten geschlichtet, über Krieg und Frieden beraten, Ungehorsame gezüchtigt und junge Ritter mit dem Schwert umgürtet.

Im Volk aber blieb in den verschiedensten Sitten und Gebräuchen die Erinnerung an das alte Maisfeld lebendig, an jene Zeit, da man jährlich seinen König selbst wählte, da ein selbstgewählter Richter im Ring der Gauengenossen das Urteil fällte, und da aus der grünenden Linde die Geister der Vorfahren und die alten Götter sowohl der Beratungen als auch dem nachfolgenden Tanz und Waffenspiel der Volksgenossen zuschauten.

Die christliche Kirche hat die Hoffeste der mittelalterlichen Lehensherren und die frohen Maiegebräuche des Volkes auf bestimmte Tage gelegt. Sie hatte ihre guten Gründe dafür. Erstens sollte das Volk die alten Götter und Geister vergessen, die nun als Hexen und Teufel verschrien wurden. Zweitens waren die kirchlichen Würdenträger selber große Grundherren und konnten es nicht dulden, daß ihre Leibeigenen und Zinsbauern wochenlang sich bei Fest und Schmausereien vergnügten. So wurden die alten Maifeiern auf Pfingsten verlegt.

Das christliche Pfingsten stammt aus dem Morgenland. Bei den alten Israeliten war es das Erntedankfest, an dem wieder das erste gesäuerte Brot gebacken und der Gottheit dargebracht wurde. Später, als die Juden über alle Völker zerstreut waren, hatte dieses Fest keinen Sinn mehr, und man feierte es zur Erinnerung an jene sagenhafte Gesegebung Moses am Sinai. Die Christen gaben dem Fest eine neue Bedeutung. Sie feierten es seit dem dritten Jahrhundert zur Erinnerung an die schöne und tief sinnige Legende von der Ausgießung des Heiligen Geistes. Hatte Moses, so sagten die damaligen Christen, den Menschen mit Gesezen und Strafen zur Furcht Gottes angehalten, so sei später mit dem Christentum der Geist der Liebe und der Freiheit in die Welt eingezogen. Freilich nachher, als die christlichen Priester reich und

mächtig geworden waren, haben sie wenig mehr von jenem „heiligen Geist“ der ersten Zeit an den Tag gelegt. Für sie war das Fest eine gute Gelegenheit, um das gläubige Volk in den Kirchen zu versammeln und gleich den großen weltlichen Fürsten eine Art Heerschau zu halten.

Die frohen Maigebräuche in Deutschland und ganz Nordosteuropa zu Ehren der alten Götter und der alten freiheitlichen Zustände waren ihnen ein Dorn im Auge, sie wurden verboten, christlich umgedeutet oder zu derben Possen verunstaltet. Aber das Volk ließ sich seine Maigebräuche nicht ganz rauben. Man vergaß zwar allmählich die alte Bedeutung, und an manchen Orten errichtete man die einst den Geistern geweihten Bäumchen nicht mehr im Freien, sondern in der Kirche. Aber in allen Mai- und Pfingstgebräuchen spult heute noch etwas von dem alten Geisterglauben und dem frohen Trubel der alten Thingstätte, wo einst das Volk seine Könige jährlich wählte, selber zu Gericht saß und Recht sprach, selber über Krieg und Frieden entschied.

Wie zu allen germanischen und slawischen Festen gehört auch zu den Pfingst- und Maigebräuchen die Aufrihtung des Mals. Der Malbaum ist meist eine junge, frischbegrünnte Birke. Vielerorts werden auch die Wohnungen mit Laub und Grün geschmückt, wohl in Erinnerung an die Zeit, da mit dem anbrechenden Sommer das junge Volk mit dem Vieh auf die Weideplätze zog und dort in Zelten aus grünem Gezweig hauste.

Dem heidnischen Mal, das im Haus und auf dem Dorfsanger prangte, wollte die Kirche einen christlichen Anstrich geben, deshalb verbreitete sie seit dem dreizehnten Jahrhundert im Abendland einen neuen Feiertag, das Fest der „Kreuzeserfindung“ — angeblich zur Erinnerung an die Auffindung des echten Kreuzes Christi durch die Kaiserin Helena, die Mutter Konstantins, des sogenannten Großen, der das Christentum zur Staatsreligion erhob. Man wählte für das neue Fest einen Tag zwischen Maifahrt und Pfingsten, den 3. Mai.

Der Mal-Errihtung folgt im Volksbrauch die Wahl des Führers, der Blumenkönig, Pfingstkönig oder Maigraf heißt, und seiner Königin. In der Altmark hat der Pfingstlän oder Pfingstkerl — „Kerl“ ist ursprünglich gleich Mann, Herr; nordisch: Jarl, Georl, böhmisch Kral: König — seine Maibrät. In anderen Gegenden freilich ist der Maigraf zur Spottfigur entartet: dem Lattichkönig,

Pfingstlänmel, Wasservogel usw., mit dem allerlei Unfug und Unfug getrieben wird. In Böhmen ist hier und da der Kral mit der uns schon bekannten Puppe am Baum verschmolzen worden und wird Tag und Nacht ehrenvoll bewacht — vielleicht auch gegen Diebstahlsgelüste der Nachbarn. Überhaupt halten Tschechen, Slowaken und Serben zu Pfingsten allerlei „Königsspiele“ ab und führen an vielen Orten Strohpuppen herum. Der Führerwahl folgte der Krieg, folgten wohl auch einst Spiele am Male zu Ehren der Götter und Geister der Verstorbenen. In Nachahmung dessen fanden an vielen Orten Kampfspiele, Wettkäufe und -reiten statt. Unsere Sitten, zu Pfingsten Pferde-Wettrennen abzuhalten, wird wohl auch auf die alten Kampfspiele zurückzuführen sein. Da und dort spielte auch das ganze Dorf in großem Maßstab das nun meist zum Kinderspiel gewordene „Räuber und Soldaten“. Auch der König der allüberall gern zu Pfingsten stattfindenden Schützenfeste und Kinderfeste gehört in gewissem Sinne hierher.

Das Gericht am Male, wie überhaupt das alte Dorfgericht, wird bei uns in ländlichen Gegenden ebenso wie in slawischen Landen nachgeahmt durch eine Art Rügengerichte. Man verfaßt nach vorhandenen alten Mustern Verse, die an den einzelnen Wirtschaften und Personen im Dorfe tadeln, was tadelnswert erscheint. Früher wurden diese Verse unter der Dorfsinde vorgelesen, der alten Thingstätte — oft vom Dorfbüttel selber. Das nunmehr ausgestorbene bayerische Habersfeldtreiben war ein etwas grobschlächtiges Überbleibsel solcher Sitten. Selbst das alte Halsgericht fand Nachahmung. An Stelle des hingerichtenden Schächers — wahrscheinlicher noch in Erinnerung an die einstigen Tier- und Menschenopfer, die der Gottheit dargebracht wurden — traten Raubtiere: Wolf, Habicht, Rabe, dann aber auch zahmes Vieh: Böcke, Hähne, Gänse, ja selbst Frösche. Daher stammen die häßlichen Bräuche des Bodstürzens, Hahnenschlagens und Froschköpfens.

Schmaus und Tanz sind auch bei diesen Bräuchen unerläßlich und letzten Endes der Zweck der ganzen Veranstaltung. Darum tritt auch das Gabensammeln durch die Jugend oder die Kinder fast überall auf. Manchmal zieht man zu diesem Zweck und auch, um die Mädchen zum Tanz abzuholen, mit Musik vom Haus zu Haus und brandschatzt jedes um möglichst viel Geld und eßbare Güter.

Die Erinnerung an den heidnischen Ahnenkult, der mit allen solchen Festen verbunden war, ist in Deutschland im allgemeinen schwächer geworden. Jedoch bei den slawischen Völkerschaften ist sie noch sehr lebendig. Wo das Christentum festen Fuß gefaßt hat, dort finden nach dem Feste — aus Mißverständnis unter Umständen auch bereits vorher — vielgestaltige „Hexen- und Geisteraustreibungen“ statt mit dem bekannten „Höllenslärm“ auf allerlei möglichen und unmöglichen Instrumenten. Im östlichen Rußland, wo das Christentum überhaupt nur dem Namen nach herrscht, sucht man sich durch Freundlichkeit der Geister zu entledigen. Man bittet die „Seelchen“ der Vorfahren mit einer letzten Gabe, nun nach beendetem Feste an ihre Wohnstätten zurückzukehren und die Lebenden bei der wieder beginnenden Arbeit nicht zu belästigen. Zum nächsten Feste wird man sie wieder einladen.

In Deutschland ist häufig der Schluß des Festes verchristlicht, was durch das feindselige Umstürzen des Mals ausgedrückt wird. Man verbrennt das Mal, mancherorts mit der daran befestigten Puppe, oder verscharrt es. Das ist das meist zur bloßen Redensart gewordene „Begraben des Festes“. Aber auch dafür ist die Grundlage heidnisch und war ursprünglich die freundliche Heimsendung der Seelchen nach slawischer Art. An manchen Orten gräbt man deshalb ganz folgerichtig das nächste Jahr den alten Fetisch, das heißt Götzen wieder aus.

Nicht Nachahmung, sondern andauernde wirtschaftliche Notwendigkeit ist heute noch in Viehzucht treibenden Gegenden der Viehaustrieb. Er erfolgt jetzt, je nach Klima, am 1. Mai oder zu Pfingsten. Dabei finden auch allerlei Wettkämpfe statt, die dem frühzeitig Austreibenden Ehre, dem zuletzt gekommenen Spott eintragen. Auch wird oft die erste auf der Weide eintreffende Kuh mit Kranz oder Strauß geschmückt. Vielsach bekränzt man zu Pfingsten alles Vieh oder nur die Kühe, oder man führt einen geschmückten Ochsen herum, der dann als Festbraten dient. „Aufgepuht wie ein Pfingstochs“ ist heute noch ein derbes Bauernwort, das den Wert zeigt, den einst die Herde hatte.

Die genannten Maispiele und Maigebräuche erinnern an eine Zeit, da alle Volksgenossen so ziemlich die gleichen Rechte und Freiheiten besaßen, da es weder erbliches Königtum noch eine hohe Obrigkeit gab, sondern König wie

Richter aus dem Volke hervorgingen und dem Volke verantwortlich waren. Auch war ursprünglich aller Grund und Boden Gemeineigentum des Volkes und wurde an die einzelnen Genossen zur Bebauung und Benutzung gleichmäßig verteilt. Vor allem hatte man damals Zeit: Zeit zur Arbeit, Zeit zur Lust und Erholung. Keine Fabrikpfeife rief zu neun- oder zehnstündiger Arbeitszeit, keine harte Not zwang dazu, um geringen Lohn tagaus tagein die beste Kraft zu opfern. Man lebte mitten in der freien Natur, nicht in dunklen Hinterhöfen und rußigen Städten.

Wir wollen nicht jene alte Zeit wieder herbeiwünschen. Es wäre umsonst. Wir wollen im Gegenteil dafür arbeiten, daß eine neue Zeit kommt, die mit der Freiheit und Gleichheit jener Vergangenheit alle Fortschritte des Geistes, der Technik und der Kunst von heute verbindet, eine Zeit, die für alle ein großes Fest der Freude sein wird. In diesem „Geiste“ feiern wir Pfingsten. W. S.

o o o

## Die Müllkaze.\*

Von Ernest Seton Thompson.

Das erste Leben.

I.

„M-i-l-z und L-e-b-e-r!“ tönte es schrill die Scrimperstraße in New York herunter. Sicher war der lahme Peter von Hamelin da, denn alle Katzen aus der Nachbarschaft schienen der bekannte Klang zauberhaft anzulocken, während die Hunde eine verächtliche Gleichgültigkeit zur Schau trugen.

„Milz und Leber!“ hörte man's jetzt noch lauter, und nun kam auch der Kern der Sache zum Vorschein: ein unansehnlicher, schmutziger, kleiner Mann mit einem Schubkarren, und hinter ihm drängten sich ein paar Duzend Katzen, die seinen Ruf mit einer dem ersten Wort ganz ähnlich klingenden Stimmübung begleiteten. Alle fünfzig Schritt, das heißt, sobald sich wieder ein ganzer Haufen Katzen gesammelt hatte, machte der Karren halt. Der Mann mit der Zauberstimme nahm aus dem Behälter seines Karrens einen Fleischspieß, an dem Stücke stark riechender gefochter Leber hingen, und schob mit einem langen Stock die Stücke herunter. Jede Katze nahm eins, machte lehrte und eilte mit ein wenig gesenkten Ohren,

\* Aus dem von uns wiederholt empfohlenen Buche: Tierhelden von Ernest Seton Thompson. Kosmosverlag Stuttgart.

mit leichtem Tigergeheul und tigerähnlichem Blick davon, um ihre Beute an irgendeinem sicheren Zufluchtsort zu verschlingen.

„Milz und Leber!“ Und immer noch kamen sie, ihr Teil zu ergattern. Alle waren dem Fleischmann wohlbekannt. Das war Castigliones Tiger, jenes Jones Schwarze, hier Palitzhs Schecke und dort Frau Dantons Weiße. Während sich hier Blenkenschoffs Maltejerin am Karrenrand rieb, froch dort in den Karren Sägers alter Goldpeter, ein unverschämter Spitzbube, bei dem von finanzieller Vergütung durch seinen Herrn nie die Rede war — sie alle mußte er im Gedächtnis behalten und in Rechnung stellen. Der Herr der einen war ein sicherer Zahler, vierzig Pfennig die Woche, der der anderen ein unsicherer. John Waschis Rahe da drüben kriegte nur eine kleine Portion, denn John hatte noch bedenklich viel auf dem Korbholz. Dagegen fiel für den Wirtskater, den man an seinem weißen Halsstragen und seinem gestreiften Felle erkannte, ein Extrastück ab, da der Wirt ein freigebiger Mann war. Ebenso gut ging es der Schutzmannskage: sie brachte zwar keinen Keller ein, wurde aber doch mit besonderer Rücksicht behandelt, weil dem Fleischmann das gleiche von ihrem Herrn widerfuhr.

Eine schwarze Rahe mit weißer Nase kam vertrauensvoll mit den anderen gelaufen, wurde aber unbarmherzig zurückgewiesen. Ach, Miße konnte das nicht verstehen. Seit Monaten war der Schubkarren ihre Nährmutter gewesen, warum nun diese Unfreundlichkeit? Das ging über ihr Begriffsvermögen; aber der Fleischmann wußte wohl warum; ihre Herrin bezahlte eben nicht mehr. Zwar hatte der lahme Peter seine Kunden nicht im Buch, sondern nur im Kopfe, aber dieser war ganz untrüglich.

Außer diesen oberen „Vierhundert“ in unmittelbarer Nähe der Karre hielten sich andere etwas weiter weg, weil sie nicht auf der Liste, auf der gesellschaftlichen Rangliste sozusagen, standen, aber der himmlische Duft und die entfernte Möglichkeit, glücklich ein Abfallstück zu erwischen, hielten sie fest. Unter diesen Mitläufern befand sich eine schwächliche Graue, die, von keiner Menschenseele versorgt, auf eigenen Erwerb angewiesen war, wie man schon aus ihren eingefallenen Seiten und ihrem nicht sehr sauberen Fell erkennen konnte. Auf den ersten Blick sah man, daß sie in irgendeinem Winkel bei der Müllgrube hauste. Während sie mit einem Auge unablässig nach den vor-

nehmern Genossinnen schielte, lugte das andere nach etwaigen Hunden aus. Sie sah die Glücklichen eine nach der anderen mit ihrer köstlichen Tagesration und mit ihrer Tigermiene davonschleichen, aber keine Aussicht, selbst etwas abzubekommen, bis ein mächtiger Kater ihrer Klasse auf eine von den Pensionärinnen los sprang, um ihr einen Teil abzunehmen. Die Angegriffene ließ ihr Fleisch fallen, um sich gegen den Angreifer zur Wehr zu setzen, und ehe der „Allmächtige“ eingreifen konnte, hatte die Graue die Gelegenheit wahrgenommen, die Beute gepackt und sich in Sicherheit gebracht.

Durch das Loch in Menzels Nebentür ging ihr Weg über die Hintermauer; dann setzte sie sich hin und verschlang das Stück Leber, leckte sich den Bart ab, empfand das Gefühl vollkommener Glückseligkeit und begab sich auf Umwegen nach dem verlorenen Hinterhof, wo ihre Jungen in der Tiefe einer alten Kiste ihrer harnten. Ein klägliches Miauen erreichte ihre Ohren. Mit verdoppelter Eile strebte sie der Kiste zu und sah, wie ein mächtiger schwarzer Kater kaltblütig ihre Brut vertilgte. War er auch zweimal so groß wie sie, so griff sie ihn doch unverzüglich mit aller Kraft an, und er machte es wie die meisten Tiere, wenn man sie bei unrechtem Tun ertappt, er wandte sich und rannte davon. Nur eins war noch übrig, ein kleines Ding, das seiner Mutter gleich sah, nur lebhafter gefärbt war, grau mit schwarzen Tupfen und einem weißen Fleckchen an der Nase, den Ohren und der Schwanzspitze.

Natürlich war die Mutter ein paar Tage lang gramersfüllt, aber das verlor sich, und alle ihre mütterliche Fürsorge galt nun dem Überlebenden. Daß der kannibalische alte Kater nichts weniger als wohlwollende Absichten hegte, daran ist kein Zweifel; aber er erwies sich doch als ein verkappter Wohltäter, denn die Alte wie ihr Junges gediehen offensichtlich seit der Familientragödie. Die Sorge um das tägliche Brot war nicht mehr so aufreibend. Allerdings hatte unsere Graue beim Fleischmann selten Glück, aber es fehlte nicht an Müll- oder Kutterkästen; und enthielten sie einmal keine Fleischreste, so waren doch sicher wenigstens Karloffelschalen darin, die dazu dienen konnten, den Hunger einen Tag lang fernzuhalten.

Eines Abends spürte Mutter Rahe einen wundervollen Geruch, der vom Meeresstrand des New York im Osten begrenzenden und von Brooklyn trennenden Meeressteils, des East River, am Ende der Gasse herkam. Ein neuer

Geruch muß immer untersucht werden, und ist er nicht nur neu, sondern auch anziehend, so bleibt für Mieke nur ein Weg übrig. Er führte sie zu den Docken hin und dann hinaus auf die Werft, von jeder Deckung außer der durch die Dunkelheit fort. Ein plötzliches Geräusch, ein Gebell und Getrappel brachte ihr im nächsten Moment zum Bewußtsein, daß ihr alter Feind, der Wersthund, ihr den Weg abgeschnitten hatte. Es blieb ihr nur eine Möglichkeit des Entkommens übrig. Von der Werft sprang sie auf das Fahrzeug, von dem der Geruch kam. Auf diesem Wege konnte der Hund nicht folgen, und als daher das Fischerboot am nächsten Morgen absegelte, ging Mieke als unfreiwilliger und blinder Passagier mit und ward nicht mehr gesehen.

## II.

Das junge Käzchen wartete vergebens auf seine Mutter. Der Morgen kam und verging; der Hunger meldete sich, und gegen Abend trieb ein unwiderstehlicher Instinkt die Verwaiste, nach Nahrung auszugehen. Sie kroch aus der alten Kiste, schlich geräuschlos zwischen dem alten Gerümpel vorwärts, roch an allem, was eßbar zu sein schien, fand aber nichts Genießbares.

Schließlich kam sie an die Holzterrasse, die hinunter zu Jap Malees Vogelhandlung im Kellergeschloß führte. Die Tür stand ein wenig offen, und sie schritt verwundert in eine Welt voll starker, merkwürdiger Gerüche und voll lebender Wesen, die sich ringsherum in Kästgen befanden. Ein Neger, der untätig auf einer Kiste in der Ecke saß, sah den kleinen Fremdling eintreten und folgte ihm neugierig mit den Blicken. Miezchen kam bei ein paar Kaninchen vorbei, die es nicht beachteten. Es gelangte darauf zu einem Fuchskäfig mit weiten Gitterstäben. Der Herr im roten Frack befand sich in der äußersten Ecke. Jetzt kroch er leise mit glühenden Augen näher. Schnüffelnd wanderte das Käzchen bis zu dem Gitter, steckte sein Köpfchen hinein, schnüffelte wieder und wandte sich dem Futternapf zu, wurde aber im Moment von dem schleichenden Fuchs gepackt. Ein entsetztes „Miau“ ließ sich hören, aber ein einziges Schütteln schnitt den kläglichem Ton ab und hätte Miezchens zähem Leben mit einmal ein Ende gemacht, wäre nicht der Neger als Retter erschienen. Er hatte keine Waffe, konnte auch nicht in den Käfig hinein, aber er spie so energisch und mit solcher Fülle dem Fuchs ins Gesicht, daß

dieser das Käzchen fallen ließ und in seinen Winkel zurückkehrte, wo er mit blinzelnden, Furcht und Bosheit ausdrückenden Augen sitzen blieb. — Der Neger zog das Käzchen heraus. Das unsanfte Schütteln des Raubtieres hatte es anscheinend betäubt, ihm jedenfalls viele Schmerzen gespürt; es schien unverletzt, nur benommen zu sein. Eine Zeitlang drehte es sich sinnlos im Kreise herum, dann erholte es sich allmählich, und nach ein paar Minuten schnurrte es auf dem Schoß des Schwarzen, ohne sich durch die Rückkehr Jap Malees, des Vogelhändlers, irgendwie stören zu lassen.

Jap war kein Orientale, er war ein waschechtes Londoner Kind, das erst ein Jahrzehnt New York durch seine Anwesenheit bereicherte, aber seine Augen bildeten so kleine, bescheidene Schlitz quer über seiner runden, flachen Gesichtsscheibe, daß sein Zunamen völlig verdrängt worden war von dem sehr zutreffenden Spitznamen „Jap“ (aner). Gegen die Vögel und Säugetiere, deren Verkauf ihm seinen Lebensunterhalt verschaffen sollte, war er nicht besonders unfreundlich, aber sein Hauptziel schwebte ihm immer vor Augen; und er mußte genau, was er wollte, und darunter auch, daß er hungrige Käzchen nicht brauchen konnte.

So gab der Neger der Verirrten so viel zu fressen, als sie irgend zu sich nehmen konnte, trug sie dann zu einem abliegenden Häuserblock und warf sie dort in einen Hof, wo außer einem Müllhaufen altes Eisen und sonstiges Gerümpel lag.

## III.

Eine volle Mahlzeit ist alles, was man in zwei, drei Tagen nötig hat, und unter dem Einfluß der so aufgespeicherten Wärme und Kraft fühlten sich Miezchens Lebensgeister höchst angeregt. Sie schritt um die Haufen alten Eisens und sonstigen Krams herum und warf neugierige Blicke auf die Kanarienvogelkäfige, die weitab hoch oben an den Fenstern der umliegenden Häuser herabhingen. Sie lugte wissbegierig über die Zaunwände, bemerkte einen großen Hund, kroch lautlos wieder hinunter, machte ein geschütztes Plätzchen im vollen Sonnenschein ausfindig, legte sich hin und schlief eine Stunde lang. Ein leises Fauchen weckte sie, und vor ihr stand eine große schwarze Katze mit glühenden grünen Augen, dem starken Nacken und den viereckigen Kinnbacken, die den Kater kennzeichnen; eine Narbe lag über sein Gesicht, und sein linkes

Ohr war zerfezt. Er schaute das Käzchen mit nichts weniger als freundlichem Ausdruck an, seine Ohren legten sich ein wenig nach hinten, sein Schwanz wedelte hin und her, und ein leiser, tiefer Ton drang aus seiner Kehle. In voller Unschuld schritt das Käzchen auf den Artgenossen, den es nicht wiedererkannte, zu. Er aber rieb sich die Seiten seiner Kinnbacken an einem Pfosten, kehrte sich langsam um und verschwand. Das letzte, was sie von ihm sah, war seine hin und her wedelnde Schweifspitze, und die kleine Heimatlose hatte keine Ahnung, daß sie heute dem Tode so knapp entgangen war wie damals bei dem abenteuerlichen Eindringen in den Fuchskäfig.

Am Abend fing die Verlassene wieder an, Hunger zu empfinden. Sorgfältig prüfte sie den langen, unsichtbaren Luftstrom, aus dem der Wind gemacht ist. Den interessantesten Hauch suchte sie sich aus und folgte ihm der Nase nach. In einem Winkel des Hofes lag ein Müllhaufen mit vielen Gemüse- und Kohl- abfällen. Darunter fand sie etwas, das einigermaßen eßbar zu sein schien. Ein Wassereimer unter einem Leitungsröhr gab ihr Gelegenheit, ihren Durst zu löschen.

Die Nacht verwandte sie hauptsächlich zum Herumstrolchen auf dem Hofe, auf dem sie sich bald heimisch fühlte. Den nächsten Tag verbrachte sie wie zuvor und schlief in der Sonne. So verging die Zeit. Manchmal fand sie ein gutes Mahl auf dem Müllhaufen, manchmal auch nichts. Einmal traf sie auch den schwarzen Kater dort, zog sich aber diskret zurück, ehe er sie bemerkte. Der Wassereimer war gewöhnlich an seinem Platze, sonst fanden sich wohl ein paar trübe Lachen nicht weit davon. Dagegen war der Abfallhaufen zu unzuverlässig; einmal ließ er sie drei Tage lang ohne Nahrung. Sie schlich an dem hohen Zaun entlang, fand ein kleines Loch, durch das sie kriechen konnte, und besand sich auf der offenen Straße. Das war eine neue Welt, aber ehe sie weit gekommen war, hörte sie etwas auf sich zustürzen; ein großer Hund kam herangesprungen, und Miezchen hatte kaum noch Zeit, durch das Zaunloch zu schlüpfen. Sie war entseztlich hungrig und froh, ein paar alte Kartoffelschalen zu finden, die das Magen des Hungers doch ein wenig beschwichtigten. Am Morgen schlief sie nicht, sondern strich hungrig, Nahrung suchend umher. Im Hofe schlitpten ein paar Sperlinge, die Miezchen schon oft gesehen hatte, jetzt aber mit neuen Augen anblickte. Der scharfe Sporn des Hun-

gers hatte den in ihr schlummernden wilden Jagdtrieb geweckt; sie mußte, diese Sperlinge waren Jagdtiere, waren geeignet, den Hunger zu stillen. Unwillkürlich schlich sie von Deckung zu Deckung heran, aber die Schilper waren wachsam und flogen rechtzeitig davon. Nicht einmal, sondern vielmals wiederholte sie den Versuch, aber das einzige Endergebnis war die Einreihung der Sperlinge in die Liste der eßbaren Gegenstände — wenn man sie kriegen konnte!

(Fortsetzung folgt.)

o o o

## Der Schiffsjunge.

Das wilde, schäumende Rof,  
Gesagt von der Sporen scharfem Stoß,  
Auf krumm gewundner Reiterbahn  
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:  
So fliegt, wie die Flut sich senkt und türmt,  
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,  
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,  
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt  
Des beladenen Fahrzeugs schwere Wucht  
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;  
Der Matrosen freudiges Hurra! tönt.  
Der Steueremann am Ruder steht,  
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,  
Stets blickend scharf aufs zitternde Schwanen  
Der Buffole\* mit mancherlei frohen Gedanken;  
Er überzählt sein Geldchen im stillen;  
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,  
Wo blühende, lustige Dirnen springen,  
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Bergnügt, die Heimat wiederzusehn,  
Am Berdeck frisch auf und nieder geht  
Waghaltenden Schritts der Kapitän  
Und lächelnd empor in die Segel späht,  
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe  
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter  
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;  
Schon hat er erreicht in munterer Hast  
Die höchsten Segel am stolzen Mast:  
Den Lüstefänger, den Wolkenrafer,  
Den Mondespflücker, den Sternengraser;  
Da bricht das morsche Tau entzwei,  
Woran er geschwebt — ein banger Schrei —  
Er stürzt hinunter ins Meer,  
Und über ihn stürzen die Wellen her.

\* Buffole gleich Magnetbüchschjen, Seekompaß.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,  
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!  
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen  
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;  
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,  
Und über sie kommen die andern gesprungen,  
Die um die Stierige neidisch schwärmen  
Mit schäumendem Nachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,  
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,  
Und traurig steht der feiernde Matrose  
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.  
Klar blickt der alte Mörder Ozean  
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts getan.

Nikolaus Lenau.

o o o

## Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste?

Märchen aus Tirol.

Stunden einmal zwei Bauern vor Gericht,  
ein reicher und ein armer. Sie zankten und  
schalteten eine geraume Weile, bis endlich der  
Spaß dem Richter verleidete. Dieser war ein  
sehr kluger Herr und wußte sich oft durch  
einen geschickten Einfall die Leute vom Halse  
zu schaffen. „Wißt ihr was?“ sagte er zu den  
beiden Bauern, „laßt des Streitens ein Ende  
sein, und derjenige von euch, der bis morgen  
zu sagen weiß, was das Schönste, Stärkste  
und Reichste auf der Erde sei, der hat den  
Prozeß gewonnen.“ Wie der reiche Bauer das  
hörte, machte er sich voll Freude auf den  
Weg und sprach zu jedem, der ihn begegnete,  
höchst vergnügt von der Weisheit und Ge-  
rechtigkeit des Richters. „Denn,“ dachte er in  
seinem törichten Sinne, „daß mein Weib das  
Schönste auf der Erde ist und daß meine  
Ochsen das Stärkste sind und ich selber der  
Reichste bin, das ist so klar wie die Sonne.“

Der arme Bauer hingegen schnitt bei dem  
Spruche des Richters ein langes Gesicht, blieb  
eine Weile stehen und machte sich endlich lang-  
sam und verdrießlich auf den Weg. Er murrte  
bei sich selbst über die Torheit und Ungerechtig-  
keit des Richters, und wenn ihn jemand an-  
sprach und fragte, warum er so unwillig drein-  
schaue, so ging jedesmal das nämliche Donner-  
wetter los.

Bald hatte er seinen Hof erreicht. Die Tochter  
arbeitete eben im Garten, und als sie den  
Vater mit hängendem Kopfe daherhlottern  
sah, dachte sie sich sogleich: „Holla, heut ist's  
nicht gut ausgegangen.“ Denn sie hatte die

Wetterzeichen an der Stirn des Alten von  
Kindheit auf genau kennen gelernt. „Schau,  
Vater,“ rief sie mit scheinbarer Gleichgültig-  
keit, „so herrlich sind uns die Krautköpfe noch  
nie geraten. Sieh da, so große Kugeln und  
kein Würmlein darauf!“

„Was Krautköpfe,“ schrie der Alte zornig,  
„der Richter ist ein Krautkopf.“ „Habt Ihr's  
verspielt, Vater?“ fragte das Mädel. „Ver-  
spielt hab' ich's nicht, aber bis morgen soll  
ich dem Richter sagen, was das Schönste sei  
auf der lieben Erde und was das Stärkste  
und was das Reichste. Errat' ich's nicht auf  
ein Haar, so ist alles hin.“ „Seid gescheit,  
Vater,“ rief freudig die Tochter, „das Schönste  
ist ja der Frühling, das Stärkste der Erdboden  
und das Reichste der Herbst.“ „Du magst recht  
haben,“ meinte der Alte, nachdem er, auf den  
Gartenzaun gestützt, eine Zeitlang nachdachte.

Am andern Tage traten die beiden Bauern  
wieder vor den Richter. Noch bevor dieser  
Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche her-  
aus: „Das Schönste, Herr Richter, ist mein  
Weib, das Stärkste sind meine Ochsen und  
das Reichste bin ich selbst. Den Preis hab'  
ich gewonnen!“

„Und was sagst du auf meine gestrige  
Frage?“ so sagte der Richter, zum Armen sich  
wendend. „Heraus mit der Sprache!“ „Ich  
meine, das Schönste sei der Frühling, das  
Stärkste der Erdboden und das Reichste der  
Herbst.“ „Brav,“ rief der Richter und klopfte  
ihm auf die Achsel, „du hast's erraten und  
den Prozeß gewonnen. Aber bevor du nach  
Hause gehst, mußt du mir sagen, ob das dein  
eigener Einfall ist oder nicht.“ „Nicht der  
meinige,“ sagte der Bauer, „sondern meine  
Tochter daheim hat mir so gut geraten!“

„Nun, so sage deiner klugen Tochter, wenn  
sie imstande ist, unangekleidet und doch nicht  
nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht,  
nicht auf der Straße und nicht auf Seiten-  
wegen von der Heimat zu mir in die Stadt  
zu kommen, so soll sie meine Frau werden!“  
Dem armen Bauer schaute die Freude aus  
den Augen heraus, und er versprach, seiner  
Tochter alles getreulich auszurichten.

Beide Bauern machten sich auf den Weg  
nach Hause. Aber heute war's anders als  
gestern. Der Arme sprach zu jedem, der ihm  
begegnete, fröhlichen Mutes von der Weis-  
heit und Gerechtigkeit des Richters, der Reiche  
hingegen murrte bei sich selbst über dessen  
Torheit und Ungerechtigkeit, und wenn ihn  
jemand ansprach und fragte, warum er so

unwillig dreinschaue, so ging jedesmal das nämliche Donnerwetter los.

Als der Arme nach Hause kam, hörte er seine Tochter schon zum Fenster heraus rufen: „Nicht wahr, Vater, ich hab' es erraten!“ „Freilich hast du's erraten, du Blizmädel. Und dann noch etwas!“ „Was denn, Vater!“ „Der Herr Richter läßt dir sagen: Wenn du imstande bist, unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von der Heimat zu ihm in die Stadt zu kommen, so sollst du seine Frau werden!“ „Ich Frau Richterin werden!“ rief überrascht das Mädel, „das wäre gar nicht übel, da muß ich meine Klugheit schon recht zeigen!“

Sie dachte nun nach, wie sie die Sache recht geschickt anfangen sollte, und kam bald auf einen klugen Einfall. Ein paar Stunden, bevor der Tag heimging, ließ sie den Weg von der Heimat bis zur Stadt mit Brettern belegen, warf sich ein Fischeck um, und so ging sie bei der Abenddämmerung über den Bretterweg zum Richter. Dieser, hoch erfreut über die Klugheit des Mädchens, hielt getreulich sein Wort, und in einem Monat wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Nur eine einzige Bedingung hatte der Bräutigam seiner Braut gesetzt: sie sollte nämlich niemandem, der vor ihm einen Prozeß zu führen habe, irgendeinen Rat erteilen.

Da kam eines Tages ein Bauer zur Frau Richterin und erzählte ihr, daß er mit seinem Nachbar viel zu streiten habe, und daß er eben jetzt deswegen in großer Verlegenheit sei. Er bat sie daher, sie möchte ihm einen weisen Rat geben. Die Richterin weigerte sich anfangs standhaft und erklärte dem Bauer weitläufig, daß sie durch einen solchen Beistand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde. Da fing der Bauer an, alle weisen Räte und Aussprüche, die er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen, und nun hatte er den rechten Fleck nicht verfehlt. Die Frau ließ nun ein Wort nach dem anderen fallen, und endlich sagte sie ihre Meinung rundheraus. „Aber sage beiseite niemandem, wer dir geraten hat! — Hörst du!“ rief sie dem Bauer noch nach. Dieser stellte sich nun vor Gericht, und sein Gegner mußte der Weisheit der Frau Richterin unterliegen. Dem Richter aber kam es gleich in den Sinn, woher etwa der Bauer seine Klugheit geholt haben möchte. Er nahm ihn daher beiseite und fragte so lange hin her, bis er gestand, daß des Richters Ge-

mahlin seine Ratgeberin gewesen sei. „Mein Weib muß im Augenblick aus dem Hause!“ schrie der Richter im grimmigsten Zorne.

Seine Frau aber, die dies gehört hatte, ließ sich nicht so leicht irre machen, trat mutig in die Gerichtsstube und bat ihren Mann recht liebevoll, er möchte sie doch noch einmal an seiner Seite essen und dann beim Weggehen das Liebste mit sich nehmen lassen. Das wurde ihr gestattet.

Als es Essenszeit war, setzten sich die beiden Eheleute zusammen; sie konnte hie und da ein spöttisches Lächeln nicht verhalten, er aber suchte seinen Zorn mit Wein zu mildern. Er tat aber des Guten zu viel, nickte bald einigemal mit dem Kopf und begann endlich ganz kräftig zu schnarchen.

Nun packte die Richterin ihren Mann — der war ja ihr Liebstes — auf den Wagen und fuhr damit auf und davon. Als die holperige Straße das Käuschchen herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter, und er durfte nicht erst seine Frau fragen, was geschehen sei. Er merkte schon, daß sie einmal wieder die Klügere gespielt habe, bat sie um Verzeihung und führte sie wieder nach Hause. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht beisammen, und der das Geschichtlein erzählt hat, möchte nicht wünschen, daß alle Weiber so klug wären wie die Frau Richterin.

o o o

### Maiskäferliedchen.

Türkenmännchen, flieg hinweg,  
Die Weiber mit den Stangen  
Wollen dich empfangen.  
Türkenweibchen, flieg hinweg,  
Die Männer mit den Spießen  
Wollen dich erschließen.  
Flieg in den Himmel,  
Bring mir 'n Sack voll Kümmelein,  
Lut ich meinen Beck' hinein  
Bei dem roten, kühlen Wein.

\*  
Maiskäferchen, Maiskäferchen, fliege weg!  
Dein Häuschen brennt,  
Dein Mütterchen klemmt,  
Dein Vater sitzt auf der Schwelle,  
Flieg in Himmel aus der Hölle.

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Maria Bettin (Bundel), Wilhelmstraße,  
Post-Degetloch bei Stuttgart.  
Trud u. Verlag J. G. W. Dieck Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.